



*Die*  
**DONAU-  
PRINZESSIN**

*Historischer Kriminalroman*

BEATE MALY

**LESEPROBE**

ullstein 

## PROLOG

*27. September 1529*

Mit zusammengekniffenen Augen versuchte Franz, die tiefe Fleischwunde am rechten Oberschenkel zu ignorieren, aber es gelang ihm nicht, denn bei jedem Schritt durchdrang ein stechender Schmerz seinen Körper. Ein Janitschar hatte ihm die Verletzung mit einem Yatagan zugeführt, jenem gefürchteten Dolch mit geschwungener Klinge, den die Krieger der Elitetruppe des Sultans im Kampf bei sich trugen.

Der einzige Trost, den Franz im Moment finden konnte, war die Tatsache, dass der Osmane nun nicht mehr lebte. Franz hatte sich mit seiner Pike revanchiert und den Feind aufgespießt, bevor er selbst sich durch die Bresche beim Kärntnertor hatte schlagen können. Zwei Tiroler Bergleute, die gekommen waren, um die Wiener im Kampf gegen die Osmanen zu unterstützen, hatten ihm Deckung gegeben. Was passiert wäre, wenn sie ihn im Getümmel nicht erkannt hätten, wollte er sich lieber nicht ausmalen.

Rasch war er hinter die dichte Reihe der Verteidiger geschlüpft, und jetzt befand er sich innerhalb der Stadtmauern, auf dem Weg von der Kärntnerstraße zur Weihburggasse, wo der Ratsherr Nikolaus Rötzer in einem prächtigen Patrizierhaus wohnte. Kaum, dass

Franz in die enge Gasse mit den hohen Häusern aus Stein einbog, umgab ihn eine merkwürdige Stille. Nach den Gefechten der letzten Stunden wirkte diese Gasse wie ein Ort des Friedens. Eine Oase der Ruhe inmitten von Kampf und Gewalt.

Die Schüsse der Arkebusen und Schreie der Verletzten drangen nur von fern an Franz' Ohr. Auch die riesigen Bottiche, die vor den Häusern standen, sahen nicht aus, als hätten sie etwas mit den Kriegshandlungen zu tun. Dabei sollte der Wellenschlag des Wassers anzeigen, wie weit die Osmanen mit ihren Grabungen unterhalb der Stadtmauer gekommen waren. Niemand in dieser Gasse kümmerte sich um Wasser, Wellenschlag oder Grabungen. Die Fensterläden waren geschlossen, und dahinter schienen die Menschen zu schlafen, so, als ginge sie der Krieg nichts an.

Irritiert ob dieser Ignoranz, schleppte sich Franz zum Haus des Ratsherren. Der Stoff seiner Hose war mittlerweile blutdurchtränkt. In seinen Ohren rauschte es. Er brauchte dringend einen Bader oder besser noch einen Medikus, der die Wunde nähte und verband. Aber zuvor musste er noch seinen Auftrag erfüllen, schließlich hatte Rötzer ihm bloß einen Teil seines Lohnes bezahlt. Den Rest sollte er jetzt erhalten. Franz wollte sich die Summe auf keinen Fall entgehen lassen. So kraftvoll wie möglich klopfte er mit der Faust gegen die solide Tür aus dunklem Eichenholz.

Schon wenige Augenblicke später wurde sie geöffnet. Ein dünner alter Mann mit grauem Haar und milchig trüben Augen stand mit gebeugtem Rücken vor ihm. Neugierig musterte er Franz. Sein Blick blieb an dem verletzten Oberschenkel hängen.

»Was wollt Ihr?«, fragte er misstrauisch.

»Mein Name ist Franz Sollinger, ich bin Bote und habe dringende Nachrichten für den Ratsherren Rötzer. Es geht um die Vororte Dornbach und Hernals.«

Der alte Mann schien wenig beeindruckt. Nur zögerlich machte er einen Schritt zur Seite, öffnete die Tür ein Stück weiter und ließ Franz ins Haus. Angenehm warm war es hier, und der Geruch nach frischem Braten lag in der Luft. Ob der Ratsherr wusste, dass andere Bewohner hungerten und froren und die Menschen, die tapfer vor den Stadtmauern kämpften, schon seit Wochen kein Brot mehr hatten? Ihre Kinder schrien nachts vor Hunger und Angst. Die Mütter beruhigten sie mit lauwarmer Wasser statt mit Milch.

»Folgt mir«, sagte der Alte. Dann drehte er sich um und blickte erneut auf Franz' Bein. »Könnt Ihr die Treppe hochsteigen?«

Franz nickte.

»Mir soll's recht sein.« Der Alte zuckte mit den Schultern. »Aber eins sag ich gleich. Ich kann Euch mit meinen alten Händen nicht auffangen. Wenn Ihr stürzt, purzelt Ihr die Treppe runter und brecht Euch das Genick. Dann kann kein Bader der Welt Euch mehr helfen.«

Er stieg über eine schmale Holzterasse in den ersten Stock, Franz folgte ihm. Bei jedem Schritt klammerte er sich am hölzernen Treppenlauf fest, drückte die Finger schmerzhaft ins Holz und zog möglichst steif sein verletztes Bein nach. Vor einer niedrigen Tür machte der Alte halt, klopfte an und wartete auf Antwort. Als eine Stimme: »Herein!« rief, öffnete er die Tür. Der warme Schein flackernder Kerzen drang aus dem Raum. Franz vernahm leises Murmeln, das mit dem Öffnen der Tür aber rasch verstummte.

»Ein Bote will Euch sprechen, mein Herr!«, sagte der

Diener. Er richtete seine Worte an einen der drei Männer, die auf Stühlen rund um einen massiven Tisch saßen.

»Er soll hereinkommen!«

Zögerlich humpelte Franz in den niedrigen Raum, der einen wegen der dunklen Täfelung regelrecht zu erdrücken schien. Er erkannte zuerst die Stimme des Ratsherrn, dann sein kantiges Gesicht. Letzten Sommer hatte Rötzer Franz zum ersten Mal mit einem wichtigen Botengang beauftragt. Seither stand er regelmäßig in seinem Dienst. Rötzer war groß und kräftig gebaut. Sein blondes Haar fiel ihm in modernen, mit dem Haareisen gedrehten Locken über die Schultern. Ein sorgfältig gestutzter Bart zeigte, dass der Mann auf sein Äußeres großen Wert legte.

Die beiden anderen Anwesenden kannte Franz bloß vom Sehen. Es waren ebenfalls Ratsherren. Einer war beinahe doppelt so breit wie Rötzer, mit einem riesigen Bauch und einem glänzenden roten Gesicht. Er zuckte nervös mit kleinen Augen und fuhr sich immer fort mit seiner Zunge über die fleischigen Lippen. Der andere sah aus, als hätte ein böser Illustrator ein lebendes Gegenteil des Dicken erschaffen. Hager, dürr und mit eingefallenen Wangen saß er kerzengerade auf seinem Stuhl, ohne mit dem Rücken die Lehne zu berühren. Der graue Vollbart konnte nicht verhindern, dass seine Lippen so dünn aussahen, als wären sie nicht mehr als ein feiner Strich. Dunkelbraune Augen musterten Franz kalt und blieben abweisend auf dem verletzten Bein hängen.

Verunsichert griff Franz nach der Wunde und bereute es sofort. Ein stechender Schmerz fuhr durch seinen Körper. Das Rauschen in seinen Ohren wurde lauter. Er geriet ins Wanken.

»Was ist mit Euch?«, fragte Rötzer ungehalten.

»Der Mann ist verletzt«, quiekte der Dicke neben ihm. Seine Stimme klang merkwürdig hoch, aber das Mitgefühl darin war nicht zu überhören. »Er braucht Hilfe. Wir sollten den Bader Peter Potz rufen lassen.«

Rötzer sah seinen Diener fragend an. Doch der schüttelte den Kopf. »Potz ist gestern in den Gefechten am Stubentor gefallen. Wir müssen einen Medikus rufen.«

Rötzer schnaufte empört: »Ein Medikus verlangt doppelt so viel Geld wie ein Bader.«

Mit zusammengekniffenen Augen musterte er Franz' Bein, verzog angewidert den Mund und meinte verärgert: »Meinetwegen, ein Medikus soll kommen.«

Er richtete seinen Zeigefinger auf Franz. »Ich werde die Summe von Eurem Lohn abziehen.« Der Ratsherr stand auf, nahm einen der Stühle vom Tisch und stellte ihn neben Franz. »Setzt Euch«, befahl er.

Franz schleppte sich zum Stuhl und ließ sich erleichtert auf den gepolsterten Sitz fallen. Augenblicklich ließ das heftige Rauschen in den Ohren nach und wurde zu einem leisen Summen. Er wischte seine feuchte Hand an seinem Wams ab und blinzelte. Nach und nach gewöhnten seine Augen sich an das Halbdunkel im Raum. An den Wänden hingen kleine, gerahmte Ölgemälde, Zeichen des Wohlstandes und des Reichtums, die hier herrschten. Ein Bild zeigte das Profil einer Frau, das andere das eines Mannes. Es hatte deutliche Ähnlichkeit mit Rötzer. Entweder war es der Ratsherr selbst oder dessen Vater. Franz konnte es aus der Entfernung nicht erkennen.

»Nun redet. Wir haben noch wichtige Dinge zu besprechen und können uns nicht ewig Zeit für Euch nehmen. Was habt Ihr zu berichten?«, fragte Rötzer unge-

duldig. Er war ein Mann, der es gewohnt war, nicht lange zu warten.

Auf dem Tisch standen ein Krug voll Wein, mehrere Becher, Käse und Obst. Offenbar der Nachtsch. Aber der Ratsherr bot Franz weder Trinken noch Essen an, vielleicht würde er später in der Küche einen Happen bekommen.

Franz befeuchtete seine trockenen, aufgesprungenen Lippen mit der Zunge und sagte: »Hernals und Dornbach sind gefallen!«

»Damit haben wir gerechnet«, antwortete Rötzer wenig beeindruckt. »Gibt es Überlebende?«

Traurig schüttelte Franz den Kopf. »Ich glaube nicht. Beide Dörfer sind in Flammen gestanden, in Dornbach ist sogar die Kirche abgebrannt.«

Der dürre Mann mit den kalten Augen schnaufte verächtlich: »Der Verlust der Kirche ist zu verkraften. Der Priester hat sich im letzten Monat auf die Seite seiner protestantischen Gemeinde gestellt und ist ebenfalls Anhänger dieses Ketzers Luther aus Eisleben geworden. Man hätte dem Pack ohnehin Einhalt gebieten müssen. Auf diese Weise ersparen wir uns die Arbeit.«

Überrascht ob der Heftigkeit der Worte, machte Franz eine Pause, bevor er weitersprach. »Eine Horde Janitscharen köpfte die Männer und vergewaltigte die Frauen. Kinder wurden vor den Augen ihrer Eltern auf riesige Stangen gespießt. Ein Mann bei lebendigem Leib gehäutet ...«

Franz Stimme brach ab. Sobald er von den Gräueltaten erzählte, entstanden die Bilder dazu in seinem Kopf. Bilder, die er nie vergessen würde. Von Frauen, die mit angsterfüllten Gesichtern wegliefen, aber ihren Peinigern nicht entkamen, von Müttern, die sich schützend

über ihre Kinder warfen und sie dennoch nicht retten konnten, und von Männern, die hilflos dabei zusehen mussten, wie alles, was sie aufgebaut hatten, mutwillig zerstört wurde. Franz wusste, dass die Erinnerungen an diesen unglückseligen 27. September im Jahr 1529 ihn für den Rest seines Lebens begleiten würden. Doch bis auf den Dicken, dessen Gesichtsfarbe fahl geworden war, schien niemand von seinen Beschreibungen beeindruckt.

»Sind die Osmanen noch im Dorf?«, fragte Rötzer.

»Nein, sie nahmen mit, was nicht niet- und nagelfest war. Zurückgeblieben sind bloß Leichen und verkohlte Häuser.«

»Steht der Gutshof der Herren von Als noch?«

»Der Gutshof Wendelstein der Familie Moser?«

»Genau der.«

Franz schüttelte bedauernd den Kopf. »Nein, die Feinde haben alles, wirklich alles vernichtet. Selbst die Weinstöcke haben sie abgefackelt.«

»Was für ein Jammer!«, sagte Rötzer, »es wird Jahre dauern, bis frische Reben neuen Wein liefern.« Er schnalzte mit der Zunge. »Was ist mit den Besitzern des Gutshofs?«

»Ich habe doch schon gesagt, dass ...«

»... alle tot sind.« Bildete Franz es sich nur ein, oder wirkte Rötzer zufrieden über das, was er gehört hatte?

»Ich danke Euch für den Bericht, Franz ...«, Rötzer hatte seinen Namen vergessen.

»Franz Sollinger!«

»Richtig, Sollinger. Ihr habt Eure Aufgabe brav erfüllt. Deshalb sollt Ihr auch den vereinbarten Lohn erhalten. In der Küche bekommt Ihr zu essen und zu trinken, mein Diener wird Euch Euren Lohn zahlen,

abzüglich der Kosten für den Medikus, der gleich kommen sollte.«

Als der Ratsherr seine Wunde ansprach, wurde Franz wieder übel. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er wollte aufstehen, aber plötzlich drehte sich der Raum, und die dunklen, getäfelten Wände drohten samt Ölbildern auf ihn zu stürzen. Franz kippte von seinem Stuhl und landete unsanft auf dem sauberen Boden aus massiven Holzbrettern. Der dicke Ratsherr kreischte auf wie ein junges Mädchen.

Der Dürre sagte trocken: »Der Medikus muss sich nicht mehr bemühen, der Mann stirbt.«

Die nächsten Worte stammten von Rötzer, sie drangen nur noch aus weiter Ferne an Franz' Ohr. Es war aber auch möglich, dass der Ratsherr seine Stimme senkte. Franz war zu sehr auf sich selbst konzentriert.

»Es ist höchste Zeit, dass wir unseren Freund Richard Pernfuß informieren. Bestimmte Unterlagen müssen verschwinden, und Laurentius kann ans Werk gehen.«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann.« Das war mit Sicherheit der dicke Mann, die Stimme klang aufgeregt und verängstigt.

»Natürlich kannst du. Der Gutshof Wendelstein braucht dringend neue Besitzer, auch wenn es derzeit keine lehnsrechtliche Zusage gibt. Die Zeit wird alles regeln.«

»Aber was ist mit den Osmanen?«

»Wenn uns das Wetter weiterhin wohl gesonnen ist, wird Süleyman in spätestens zwei Wochen abziehen müssen. Er ist auf einen frühen Wintereinbruch nicht vorbereitet. Und sobald er weg ist ...«

Einer der Männer lachte: »Dann müssen Weingärten neu bepflanzt und Steinbrüche bearbeitet werden. Die

Stadt braucht eine solide Befestigungsanlage, und dazu bedarf es vieler Ziegel und Steine. Schließlich muss Wien sich gegen zukünftige Angreifer verteidigen können.«

Zufriedenes Lachen folgte.

Franz hatte das Gefühl, als befänden sich die Männer in einem anderen Raum. Sie schienen ihn nicht mehr wahrzunehmen. Vielleicht glaubten sie, er sei schon tot. Mit einem Mal war er selbst nicht mehr sicher, ob er noch lebte. Mit jedem Atemzug entfernte er sich weiter von ihnen und ihren Stimmen. Fühlte sich so das Sterben an?

Die letzten Worte, an die er sich später erinnern sollte, waren: »Darauf trinken wir!«

Franz' Kehle war ausgetrocknet, aber die Aufforderung galt nicht ihm. Die Tür wurde geöffnet, kühle Luft streifte seine Wangen. Kurz darauf packte ihn jemand unsanft am Oberkörper. Als sein Oberschenkel bewegt wurde, stockte ihm der Atem. Er wollte schreien, hatte aber keine Kraft, wollte die Augen öffnen, doch es gelang ihm nicht mehr. Vielleicht lag es daran, dass er schon tot war. Als man ihn hochzerterte und versuchte aufzurichten, tauchte er in sanfte, erlösende Dunkelheit. Je tiefer er sank, umso deutlicher ließ der Schmerz nach. Franz ließ sich bedenkenlos fallen.

*Nussberg, Ende Juni 1530*

Laut zischend spritzte das Fett auf die dunkle Herdplatte. Fanny machte einen Schritt zurück, fluchte und entschuldigte sich augenblicklich bei Gott für ihre bösen Worte.

Stattdessen schimpfte sie: »Rosa, du hast wieder zu viel Fett in die Pfanne gegeben!« Aber das Mädchen, dem der Tadel galt, hörte die Worte nicht. Es war seit einiger Zeit wie vom Erdboden verschluckt.

Fanny schob die Bratpfanne mit den frischen Würsten zur Seite und wischte sich mit dem Handrücken die kastanienbraunen Strähnen aus der Stirn, die sich unter der Haube gelöst hatten. Sie schloss für einen Moment die Augen, atmete kurz durch, bevor sie beide Hände in ihrer nicht mehr ganz sauberen Schürze abwischte und sich erneut den Würsten in der Pfanne widmete. An Abenden wie heute wünschte sie, ihr Vater würde eine zusätzliche Magd oder einen zweiten Knecht einstellen. Aber es gab in dem kleinen Winzerhäuschen nicht genug Platz für weitere Bewohner. Ihr Vater war dagegen, dass Diensthöfen in der Scheune oder am Fußboden des Schankraums schliefen, wie es in anderen Wirtshäusern und Bauernhöfen der Fall war. Grundsätzlich teilte Fanny seine Meinung, aber was sprach dagegen, einen

Teil des Schankraums abzutrennen? Dann würden auch nicht jeden Abend so viele Männer hier Platz finden.

Eigentlich sollte zu dieser Jahreszeit der Ausschank im Garten stattfinden, aber es war einer der kältesten Junimonate, die Wien je erlebt hatte. Nach einem endlos langen Winter, der letztes Jahr schon im September eingesetzt und die Stadt vor dem Sieg der Osmanen bewahrt hatte, folgten ein erbarmungslos kalter Frühling und nun auch ein eisiger Sommerbeginn. Es nieselte, Mitte Mai hatte es in der Nacht sogar gefroren. Zum Glück hatten die Reben die Kälte bis jetzt problemlos überstanden.

Statt unter saftigen Nussbäumen zu sitzen, hockten die Gäste dicht gedrängt in der Schankstube, wo die Luft zum Schneiden dick war. Dampf aus der Küche sammelte sich unter den massiven, dunklen Balken an der Decke und mischte sich mit dem Geruch von Wein, Schweiß und dem Rauch der Öllampen. Die Männer schien es nicht zu stören, ganz im Gegenteil. Sie unterhielten sich prächtig. Aus dem Schankraum drang lautes Stimmengewirr, das Rücken von Stühlen auf den abgetretenen Bodenholzbrettern und hin und wieder lautes Grölen. Fanny nahm es nicht richtig wahr. Ihre Aufmerksamkeit galt dem Zischen und Brutzeln vom Fett vor ihr. Sie musste sich konzentrieren und blinzelte. Die Beleuchtung in der Küche war nur spärlich. Die beiden Öllampen am Tisch gaben mehr Ruß ab als Licht. Erst morgen, wenn Tageslicht durch die Fenster drang, würde sie das wahre Ausmaß des Schadens sehen, den das Fett eben angerichtet hatte. Sicher würde es Stunden kosten, das klebrige Zeug mit Seife und Bürste wieder wegzuputzen.

Max, der Knecht im Haus der Steiner, kam in die Kü-

che und füllte vier Tonkrüge mit Wein aus einem großen Fass.

»Draußen sitzen die drei Ratsherren Schacht, Rötzer und Pilhamer. Wir sollten heute keine Würste mehr servieren«, sagte er stirnrunzelnd.

Max war etwas älter als Fanny, einen Kopf größer als sie, hatte dichtes rotes Haar, das immer kurz geschnitten war, einen breiten Nacken und noch viel breitere Schultern. Er lebte bei Fanny und ihrem Vater, seit sie sich zurückerinnern konnte. Offiziell hatte ihr Vater Max bei sich aufgenommen, weil dessen Eltern bei einem Brand ums Leben gekommen waren. In Wahrheit war der Knecht das Kind einer Dirne, die gesoffen und ihn für einen Kreuzer verkauft hatte. Der verwitwete Hans Steiner hatte ganz sicher nicht vorgehabt, einen kleinen Jungen zu kaufen, und wollte auch nicht, dass andere davon erfuhren, aber Max, der sonst auf der Straße gelandet wäre, hatte sein Mitleid erweckt, so dass er eine Lüge erfunden und ihn bei sich aufgenommen hatte. Seither lebte er im Winzerhaus »Zur Donauprinzessin« am Nussberg. Max konnte kräftig zupacken und verfügte über einen gesunden Menschenverstand. Aus diesem Grund warnte er Fanny jetzt wegen der Würste.

»Der Fleischer Knotter hat sie selbst mitgebracht«, verteidigte sich Fanny, wohlwissend, dass sie keine Würste servieren sollte, denn eine Verordnung der Stadt verbot es Winzern, warme Speisen zu verkaufen. Ihr Vater hatte in weinseliger Stimmung für diese unangenehme Situation gesorgt.

Als letzte Woche der Schuster Riem ein Paar Schweinswürste vom Fleischer Knotter mitgebracht und darum gebeten hatte, sie für ihn anzubraten, hatte ihr Vater zugestimmt. Nicht zuletzt deshalb, weil er